

Brigitte Melzer

Vampyr

Der Kuss der Ushana

Roman



Dun Domhainn –
Schottische Highlands
Im Jahre 1533

Unsägliche Hitze. Der Geruch von brennendem Fleisch – ihrem Fleisch –, der sich beißend in ihrer Nase festsetzte. Das Feuer zehrte an ihrem Leib und fraß das Leben heraus. Flammen leckten über ihr Gesicht, wie ein hitziger Liebhaber, dessen feuriger Kuss ihre Schönheit zerfließen ließ, als wäre sie eine Maske aus Wachs. Längst hatte sie aufgehört, sich gegen die Ketten zu wehren, mit denen die Wachen sie an den Pfahl gebunden hatten.

Das Ende war nah.

Wie sehr hatte sie den Tod herbeigesehnt, als die ersten Flammen über ihren Leib gezüngelt waren. Jetzt wollte sie ihn nicht mehr. Jenseits allen Schmerzes und der Angst lag der drängende Wunsch nach Vergeltung. *Bezahlen sollt ihr! Alle, die ihr dasteht und zuseht, wie ich brenne!* Ihr eigener Bruder hatte sie ausgeliefert! Er hatte Dinge gesehen, die nicht für seine Augen bestimmt waren. Ihr Blick fiel auf die Kinderleichen, die die Männer aus ihrem Versteck geborgen und am Rande des Burghofes abgelegt hatten.

Die Hitze raubte ihr den Atem, brannte in ihren Lungen, die sich immer wieder krampfartig zusammenzogen, dennoch hörte sie nicht auf zu schreien. Die Ruinen ihrer Lippen formten die Worte, derer sie sich so viele Jahre bedient hatte, um *ihn* zu rufen. Worte, die sich ebenso sehr in ihr Gedächtnis gebrannt hatten wie die Flammen in ihren Leib. Sie rief nach dem Unendlichen und erflehte seine Hilfe.

Während das Leben aus ihrem Körper wich, glaubte sie, etwas zu sehen. Zuerst nur ein Gesicht, schließlich eine Gestalt, die sich langsam aus den Flammen löste. Dann senkte sich die Dunkelheit über ihren Geist. Ihre Seele entstieg ihrem Körper, bereit, ins Reich des Todes überzugehen. Doch die Hitze hielt sie gefangen, hinderte ihre Seele daran, die erlösende Schwelle zu übertreten. Sie sah sich selbst, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt – noch immer an den Pfahl gekettet, der ihren toten Leib auf dem Scheiterhaufen hielt. Schreie überlagerten das wütende Fauchen des Feuers, doch dieses Mal waren es nicht ihre eigenen.

Als der Unendliche ihren Leichnam emporhob und damit den Lohen des Scheiterhaufens entstieg, brandete wilder Triumph in ihr auf. Unter den Clanskriegern brach Panik aus. Die Männer begannen zurückzuweichen, bis der Priester, der sie zum Tod in den Flammen verdammt hatte, allein vor dem Scheiterhaufen stand: ein Gebet auf den Lippen, das schmucklose Kreuz, das er an einer Kette um den Hals trug, hoch erhoben.

Den Unendlichen vermochte das nicht aufzuhalten.

Er legte ihren Körper in den Staub. Die Flammen, die seinen Leib umspielten, erstarben und gaben den Blick auf seine schattenhafte Silhouette frei. Die Welt erstarrte, als der Unendliche sich über seine Dienerin beugte und seine Lippen auf ihre presste. Ein heftiger Ruck erschütterte ihre Seele, zog sie fort von den Grenzen des Todes, zurück in ihren Körper.

Der Kuss des Unendlichen bewahrte sie vor dem Ende, doch es war nicht der Atem des Lebens, den er ihr einhauchte. Es war etwas anderes, ungleich Mächtigeres, das ihren Leib sich in seinen Armen aufbäumen ließ. Ihre Zähne gruben sich in seine Lippen, schmeckten das Blut, das daraus hervorquoll. Ihr Herz begann nicht zu schlagen. Ebenso wenig erfüllte ein einziger Atemzug ihre verbrannten Lungen, als sie sich in seinem blutigen Kuss verlor. Ihre verkohlte Haut glättete sich, wurde blutrot, dann rosig. Neues Haar spross und fiel in goldenen Locken über ihre zarten Schultern. Beseelt von dem Wissen um ihre neue Macht und dem drängenden Wunsch nach Rache erhob sich die Ushana.

**Glen Beag –
Schottische Highlands
Im Jahre 1727**

1

Bleiern graue Unwetterwolken hingen über Asgaidh, als trachteten sie danach, den Ort unter ihrer Last zu erdrücken. Trübes Tageslicht quoll zäh durch die Gassen, ohne mehr als einen geisterhaft grauen Schimmer auf dem regennassen Kopfsteinpflaster zu hinterlassen. Catherine strich sich eine feuchte Locke aus der Stirn und zog ihren Umhang enger, um sich vor der Novemberkälte zu schützen. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte über die Köpfe der Menschen hinweg, die sich vor der Empore im Zentrum des Marktplatzes versammelt hatten. Der Regen hatte das Holz des Podestes dunkel gefärbt. Lediglich unter dem Samtbaldachin war ein helles Quadrat trocken geblieben. Noch war der Holzthron darunter leer, doch bald würde er kommen: Martáinn MacKay, der Earl von Glen Beag und einst ihr Freund. Ein Freund, dem sie heute nicht mehr unter die Augen zu treten wagte.

Ein Ellbogen traf Catherine in die Seite. Die Menschen drängten nach vorne, näher an die Empore heran. Wie von einer Flut wurde sie mitgerissen, musste sich treiben lassen, wohin die wogende Menge sie brachte. Immer näher wurde sie an die Reihe von Clanskriegern her-

angeschoben. Die Männer, allesamt in den grün-schwarzen Kilt der MacKays und schwarze Uniformjacken gewandet, hielten den Weg für ihren Herrn frei.

Zu nah! – Viel zu nah! Wenn Martáinn zur Empore ging und seine Augen über die Menge gleiten ließ, konnte ihr ein einziger zufälliger Blick zum Verhängnis werden. *Vielleicht erkennt er mich nicht mehr.* Seit ihrer letzten Begegnung waren vier Jahre vergangen – eine lange Zeit, die sie verändert hatte.

Unwillkürlich schweiften ihre Augen nach Norden, wo sich Dun Brònach auf einem Felsplateau erhob. Die dunkelgrauen Burgmauern schienen im Gegenlicht anzuwachsen, dem Himmel entgegen, während ihr Schatten nach dem Ort griff. Im Talkessel darunter, von zerklüfteten Felswänden und Wäldern eingeschlossen, kauerten sich die Häuser Asgaidhs aneinander, als wäre Dun Brònach ein zum Sprung bereites Raubtier, das sich jeden Augenblick herabstürzen könnte.

Früher einmal war Dun Brònach Catherines Zuhause gewesen, ein Ort der Wärme und Freundschaft. Doch Glück war zerbrechlich wie Glas. Binnen weniger Stunden war ihr Zuhause zu einem kalten Ort geworden; voller schmerzlicher Erinnerungen und der Aussicht auf eine Zukunft, dunkel wie der Stein, aus dem die Mauern erbaut waren. Catherine hatte Dun Brònach und das Glen Beag mit dem festen Vorsatz verlassen, niemals zurückzukehren. *Damals konnte ich nicht ahnen, dass Martáinn am Leben ist.*

Ihre Augen hefteten sich erneut auf die Krieger. Nein, vermutlich würde Martáinn sie nicht erkennen. Früher hatte sie edle Gewänder und kostbaren Schmuck getragen, doch heute sah sie aus wie ein Bauernmädchen. Gehüllt in ein schlichtes braunes Kleid, die üppigen rotbraunen Locken zu einem einfachen Zopf geflochten. Catherine hatte gelernt, mit dem Nötigsten auszukommen, und manchmal erstaunte es sie, dass es ihr genügte.

Blicke berührten ihren Nacken. Sie wandte den Kopf. Unzählige Augenpaare begegneten ihr aus der Menge, streiften sie gleichgültig, ehe sie weiterwanderten. Was sie spürte, war etwas anderes. Jemand beobachtete sie. Seit sie vor zwei Tagen in Asgaidh angekommen war, gab es immer wieder Momente, in denen sie sich verfolgt fühlte. Doch jedes Mal, wenn sie sich umsah, fiel das Gefühl von ihr ab, als hätte allein ihre Bewegung es vermocht, den heimlichen Beobachter in die Flucht zu schlagen. So war es auch jetzt.

Catherine entschied, sich zurückzuziehen. Schritt für Schritt kämpfte sie gegen den Strom von Menschen an, einen Wirbel aus Plaids und Tartanmustern. Sie bahnte sich einen Weg – fort von den Wachen des Earls – zum Rand des Platzes. Ellbogen trafen sie, Füße traten auf ihre, Schultern schoben sie zur Seite. Die Luft summt und schien von zahllosen Unterhaltungen

zu vibrieren. Immer wieder drangen Gesprächsfetzen an ihr Ohr, die in ihrem Geiste das Bild des jungen Earls aufblitzen ließen, wie die Menschen ihn sahen.

Als Martáinn vor einigen Jahren von einem Jagdausflug nicht zurückkehrte, sandte der Earl die Clanskrieger aus, um nach seinem Sohn zu suchen. Sie waren mit Martáinns Leichnam zurückgekehrt. Von Wölfen bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt, waren seine sterblichen Überreste nur noch an den Gewändern zu erkennen gewesen. Martáinns Tod hatte den Earl und seine Frau so sehr mit Gram erfüllt, dass sie kurz darauf freiwillig aus dem Leben schieden. So war Roderick Bayne dem alten Earl – Bruce MacKay – an die Macht gefolgt. Anfangs hatte es Gerüchte gegeben, die Roderick mit dem Tod der Herrscherfamilie in Verbindung brachten, doch diese waren rasch verstummt. Catherine kannte den Grund dafür. *Wie konnte es so weit kommen, Vater? War dein Wunsch nach Macht so groß?*

Vor einigen Monaten dann war Martáinn plötzlich überraschend ins Glen Beag zurückgekehrt und hatte sein Recht auf das Land geltend gemacht. Roderick hatte ihn verlacht, da hatte Martáinn ihn öffentlich zum Zweikampf auf Leben und Tod gefordert – und gesiegt.

Die Menschen liebten Martáinn. Dennoch waren auch Stimmen zu vernehmen, die ihn mit seinen einundzwanzig Jahren zu jung für die Verantwortung hielten, die mit dem Titel des Earls einherging. Tavian MacKay, der erste Earl von Glen Beag, hatte einst – als vierter und jüngster Sohn des Chiefs – diesen abgelegenen und unbedeutenden Teil des Landes erhalten. Seither hatte immer ein MacKay im Tal die Macht in Händen gehalten. Dann war Roderick Bayne gekommen. Die Freude darüber, dass mit Martáinn nun wieder ein MacKay den Titel des Earls trug, war letztlich größer als alle Zweifel an seinen Fähigkeiten.

Catherine war erstaunt, wie viel sie aufschnappte. Eine Mischung aus offen ausgesprochenen Worten und dem, was nicht gesagt wurde. Doch die Menschen wussten nur, was man sich hinter vorgehaltener Hand erzählte – ein Wirrwarr aus Wahrheit und Mutmaßungen. Sie hingegen wusste, was wirklich geschehen war.

Endlich erreichte sie das Ende des Marktplatzes. Ein letzter Schritt, dann war sie aus dem Gedränge heraus und fand sich in der Einmündung einer Seitengasse wieder, fernab von den Wachen und der Empore. Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, würde es ihr dennoch gelingen, einen Blick auf den Earl zu erhaschen. Das war alles, was sie wollte: ihn noch einmal sehen. Nur deshalb war sie zurückgekehrt. Es war ihre Art, mit der Vergangenheit abzuschließen. Danach wollte sie Asgaidh den Rücken kehren und das Leben, das sie während der vergangenen Jahre geführt hatte, wieder aufnehmen

Die meisten Menschen kamen über die Hauptstraße auf den Marktplatz, sodass Catherine im Schatten der eng stehenden Häuser beinahe allein war. Weißer Rauch kräuselte sich aus den

Kaminen, wurde vom Wind aufgenommen und davongetragen. Der würzige Geruch von Torf erfüllte die Luft. Catherine suchte unter einem Dachvorsprung Schutz vor dem Regen. Hier lagen überall Holzstapel und Reisigbündel, deutliche Anzeichen für den bevorstehenden Tag der Ushana.

Catherine erinnerte sich an viele Gelegenheiten, bei denen sie Ushanas Geschichte gehört hatte. Als sie noch jünger gewesen war, hatte sie ihren Vater immer angefleht, das Licht nicht zu löschen, wenn er sie zu Bett brachte. Der beruhigende Schein einer Laterne hatte die Alpträume, die die alte Überlieferung in ihr weckte, in die Dunkelheit zurückgedrängt. Mit den Jahren war der Schrecken geringer geworden, doch selbst jetzt genügte der Gedanke daran, um ihr eine Gänsehaut über Rücken und Arme laufen zu lassen.

Ushana, die Schwester des ersten Earls von Glen Beag, war mit finsternen Mächten im Bunde gewesen. Der Hexerei angeklagt, hatte sie einst ihr Ende auf dem Scheiterhaufen gefunden. Der Legende zufolge war sie noch in derselben Stunde aus dem Tode zurückgekehrt, um Vergeltung an ihren Peinigern zu üben. Ihr Hass hatte ein Inferno entfesselt, das Dun Domhainn und alles Leben innerhalb der Burgmauern ausgelöscht hatte. Einzig Mary, die Frau des Earls, und ihr neugeborener Sohn waren entkommen. Mary MacKay hatte eine neue Burg – Dun Brònach – in unmittelbarer Nähe zu Asgaidh errichten lassen. Ihre Furcht vor Ushanas Rache war so groß gewesen, dass sie Zuflucht in endlosen Ritualen und Gebeten gesucht hatte, die ihren jährlichen Höhepunkt an Ushanas Todestag fanden. Ein Tag, dessen Riten nur einen Zweck verfolgten: Ushanas rachsüchtigen Geist von Asgaidh und seinen Bewohnern fernzuhalten.

Doch noch immer schien die Ushana allgegenwärtig. Selbst zu Lebzeiten von Earl Bruce, beinahe zweihundert Jahre nach ihrem flammenden Ende, hatte es immer wieder rätselhafte Todesfälle gegeben. Kinder waren auf unerklärliche Weise gestorben und Wanderer tot in den Bergen aufgefunden worden – die Gesichter in einer Maske nackten Entsetzens erstarrt. Kaum einer wagte es auszusprechen, aber in den Augen der Menschen spiegelten sich ihre Gedanken und Ängste wider: Die Ushana sann noch immer auf Rache!

Eine Bewegung, die sie aus den Augenwinkeln wahrnahm, erregte Catherines Aufmerksamkeit. In einiger Entfernung kreuzten ein paar Männer in Plaids eine Einmündung. Die Gasse selbst lag verlassen da, sodass sie schon glaubte, sich getäuscht zu haben. Da sah sie es erneut. Ihre Augen streiften über das Halbdunkel am Fuß der Hauswände und blieben an zwei Männern hängen, die in den Schatten einer Nische beisammen standen und sich leise unterhielten.

Catherine wollte den Blick schon wieder abwenden, als einer der beiden seinen Umhang ein Stück zur Seite schlug. Eine schwungvolle Geste, die ihr seltsam vertraut erschien. Während sie sich noch fragte, an wen sie die Bewegung erinnerte, löste der Unbekannte eine Börse vom Gürtel und überreichte sie seinem Gegenüber. Einen Atemzug später zog er die Kapuze tiefer ins Gesicht, trat aus der Nische und verließ die Gasse. Der andere ließ die Börse mit einem zufriedenen Grinsen in den Falten seines Plaids verschwinden, ehe er in entgegengesetzter Richtung davonging. *Diebesgesindel!*

Der Klang eines Dudelsacks kündigte die Ankunft des Earls an und lenkte Catherines Aufmerksamkeit auf den Markplatz. Zu hören, dass Martáinn am Leben war, war das eine. Es zu *sehen* das andere. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie noch immer nicht daran zu glauben gewagt hatte.

Sie war zu weit entfernt, um Einzelheiten in seinen Zügen auszumachen, aber nahe genug, um ein Aufflackern der alten Verbundenheit zu spüren, die einst zwischen ihnen geherrscht hatte. Ihre Hände begannen zu zittern, während sie beobachtete, wie er mit seinem Gefolge an das Podest heranritt, absaß und die Stufen erklimmte; das rote Haar ein flammender Farbtupfen im fahlen Licht. Wie seine Wachen trug auch er Kilt und Leinenhemd. Einzig der grün abgesetzte Saum der schwarzen Uniformjacke und die kostbare Felltasche mit den silbernen Beschlägen hoben ihn von seinen Clanskriegern ab.

Martáinn im Kilt war ein seltener Anblick. Schon vor Jahren hatte er entdeckt, wie viel praktischer Hosen waren. Seither trug er die traditionelle Highland-Kleidung nur noch zu offiziellen Anlässen oder an Feiertagen. Für Catherine war es einerlei, was er trug. Allein sein Anblick genügte, ihr Herz schneller schlagen zu lassen.

Martáinn erreichte den Holzthron. Für einen Moment blieb er stehen und blickte in die Menge. Erst als er sich setzte, bemerkte Catherine den Mann, der seitlich des Throns Stellung bezog. Daeron ap Fealan. Der hochgewachsene Waliser stand aufrecht neben dem Earl und ließ seine Blicke wachsam nach allen Seiten schweifen. Den Mantel hatte er leicht zurückgeschlagen, den Daumen lässig am Waffengürtel verhakt. Ganz in der Nähe von Schwert und Pistole. Wie üblich trug er eine geschnürte Lederweste über dem Hemd und dazu Hosen. Eine Angewohnheit, die er in all den Jahren, die er nun schon im Glen Beag weilte, nicht abgelegt hatte. Im Gegenteil: Martáinn hatte sie von ihm übernommen.

Lag da ein verächtlicher Ausdruck in Daerons Zügen, wenn er Martáinn betrachtete? Derselbe Hochmut, mit dem er Catherine stets behandelt hatte?

Sie war dreizehn gewesen, als Daeron nach Dun Brònach gekommen war. Ein fünfzehnjähriger Knabe, der seinen Aufenthalt im abgelegenen Glen Beag der Freundschaft seines Vaters

mit Martáinns Vater verdankte. Daerons Vater hatte sich gewünscht, dass die Freundschaft, die ihn und Bruce verband, auch zwischen ihren Söhnen herrschen sollte. Tatsächlich war Daeron schon bald zu Martáinns Schatten geworden. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er auch freundlich zu Catherine gewesen war. Damals hatte sie den Jungen mit den wilden braunen Locken wirklich gemocht. Doch schon bald hatte er begonnen, sich zwischen sie und Martáinn zu drängen. Catherine war immer häufiger zur Zielscheibe seiner Scherze und boshaften Bemerkungen geworden. Dennoch hatte sie seine Gegenwart beinahe drei Jahre lang ertragen. Und manchmal hatte sie ihm seine Gemeinheiten mit gleicher Münze heimgezahlt. Martáinn brachte die Menge mit einer Geste zum Schweigen. Seine Worte schallten über den Platz und erklärten die Audienz für eröffnet. Auf einer Seite der Empore sorgten Clanskrieger dafür, dass sich die Männer und Frauen, die hier waren, um ihr Anliegen vorzutragen, in einer Reihe aufstellten. Weitere Wachen, mit Breitschwertern an der Seite und Musketen in Händen, hatten um die Empore herum Posten bezogen.

Auf ein Zeichen des Earls betrat der Erste das Podest. Ein hagerer Mann in einem einfachen braunen Plaid. Hastig zog er seine Kappe vom Kopf und verneigte sich, ehe er mit gesenktem Haupt vor dem Earl niederkniete.

Als er zu sprechen begann, nahm der Wind seine Stimme auf und trug sie über den Platz. „Mein Name ist Walter, Herr“, sagte er ohne den Kopf zu heben. „Die Männer und Frauen Asgaidhs haben mich in dieser Angelegenheit zu ihrem Sprecher ernannt.“

„Dann trag dein Anliegen vor, Walter“, entgegnete Martáinn freundlich.

Die Finger des Mannes klammerten sich um die Kappe, die er vor der Brust hielt. „Herr, die Leute haben Angst. Seit Monaten verschwinden immer wieder Menschen. Vor drei Tagen machten sich einige von uns auf die Suche nach Hamish, dem Schmied. Er war schon einige Tage nicht nach Hause gekommen und seine Frau machte sich große Sorgen ... Wir fanden ihn in einem verlassenen Haus. Vollkommen blutleer.“ Walter stockte, dann fuhr er mit belegter Stimme fort: „Wir durchsuchten das Haus und entdeckten einen verborgenen Keller. Es war entsetzlich! Überall waren Leichen. Manche bereits bis auf die Knochen zerfallen. Allein der Geruch –“

„Weiß die Wache davon?“, unterbrach Martáinn ihn.

Das Leben im Glen Beag war schon immer seine eigenen Wege gegangen, unberührt vom Wandel der Zeiten außerhalb des Tals. Während in den übrigen Highlands ein ständiger Kampf gegen den stärker werdenden Einfluss der Engländer tobte, hatte noch kein Rotrock seinen Fuß in das Glen Beag gesetzt. Manchmal fragte sich Catherine, ob die Engländer überhaupt von der Existenz dieses Ortes wussten. Auch die Schotten kümmerten sich nicht um das

Tal. Es schien, als habe der Chief der MacKays es ebenso vergessen wie der Rest der Welt. Anders konnte Catherine sich nicht erklären, warum seine Gerichtsbarkeit es nicht vermochte, hier Einzug zu halten, obwohl Durness, wo der Chief seinen Sitz hatte, nicht mehr als sieben oder acht Tagesreisen entfernt war. Im Glen Beag sorgten seit jeher die Clanskrieger des jeweiligen Earls für Recht und Ordnung. Ein Teil von ihnen war zur Wache abkommandiert; stationiert in Asgaidh oblag ihnen der Schutz der Bewohner.

„Ja, Herr, die Wache ist natürlich alarmiert“, antwortete Walter. „Dennoch ...“

„Dennoch bist du besorgt und möchtest sichergehen, dass der Übeltäter gefunden wird.“ Martáinn nickte. „Das möchte ich auch.“ Er erhob sich und wandte sich an die Menge. „Bürger von Asgaidh, ich versichere euch, wir werden jenen finden, dem diese grässlichen Taten anzulasten sind! Ich werde dafür sorgen, dass die Wache Verstärkung erhält, nicht nur für die Suche nach dem Mörder, sondern auch um euch vor ihm zu schützen. Niemand soll ...“

Ein leises Scharren schreckte Catherine auf. Ihre Augen wanderten durch die Gasse. Nichts. Wahrscheinlich nur eine Ratte. Oder ein Hirngespinnst, geboren aus den grauenhaften Dingen, die sie gehört hatte. Sie wollte ihren Blick schon wieder auf Martáinn richten, da vernahm sie es erneut. Es kam von einem der Dächer. Sie legte den Kopf in den Nacken. Regen schlug ihr ins Gesicht und machte es schwierig, etwas zu erkennen. Es dauerte eine Weile, ehe sie die Gestalt ausmachte: ein verschwommener Umriss hinter dem Regenschleier. Flach auf das Schieferdach des gegenüberliegenden Hauses gepresst, schob er sich Stück für Stück an den Dachfirst heran. Was hielt er da in seinen Händen? Catherine kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können – und versteinerte, als sie die Armbrust erkannte. Was hatte er vor? Martáinn! Aber was sollte sie tun? Wie konnte sie die Wache aufmerksam machen, bevor es zu spät war? *Und ohne dass sie mich bemerken.*

Als sie sah, wie der Mann anlegte, rückten alle Bedenken in weite Ferne. „Martáinn!“, schrie sie. „Ein Attentäter!“

Ihre Warnung gellte über die versammelte Menschenmenge. Für die Dauer eines Herzschlags erstarrte der Platz in Stille. Selbst der Regen schien den Atem anzuhalten. Ap Fealan reagierte rasend schnell. Er packte Martáinn und riss ihn zur Seite. Einen Wimpernschlag später schlug ein Bolzen krachend in die Rückenlehne des Throns. Die Stille zerbarst. Schreiende Menschen suchten ihr Heil in der Flucht, trampelten einander nieder. Martáinn stürmte, von seinen Clanskriegern geschützt, von der Empore.

Mit angehaltenem Atem beobachtete Catherine, wie der Attentäter auf dem Dach in Deckung ging. Ihre Augen zuckten zwischen ihm und dem Hexenkessel, in den sich der Marktplatz verwandelt hatte, hin und her. Martáinn und seine Männer erreichten ihre Pferde. Wasser

spritzte auf, als sie in gestrecktem Galopp davonpreschten. Die übrigen Wachen schwärmten aus und bahnten sich ihren Weg durch die panische Menge.

Auf der anderen Seite der Gasse glitt der Attentäter vom Dach. Es war derselbe Mann, der zuvor die Börse entgegengenommen und sie in seinem Plaid verstaut hatte. Seine Augen leuchteten hell, als sich sein Blick auf Catherine heftete. Er deutete mit der Armbrust auf sie, als wollte er sagen: *Du hast meine Pläne zerstört!* Dann ließ er die Armbrust fallen und zückte einen Dolch. Catherine wich erschrocken zurück. Ihr Blick fing die Wachen ein, die sich durch die letzten Ausläufer der Menge kämpften. *Sie werden nicht rechtzeitig hier sein.*

Menschen rannten stolpernd an ihnen vorüber, ohne ihr oder dem Mann mit dem Dolch Beachtung zu schenken. Er beschleunigte seine Schritte. Der Abstand schmolz. Alles in Catherine drängte zur Flucht. *Er wird mich einholen, noch ehe ich die nächste Gasse erreicht habe.*

Auf der Suche nach einem Ausweg flogen ihre Augen umher. Da stürzte er sich auf sie. Die Wucht seines Angriffs warf Catherine zu Boden. Der Aufprall presste ihr die Luft aus den Lungen und erstickte ihren Hilfeschrei. Wasser spritzte auf. Sofort war er über ihr. Es gelang ihr gerade noch, einen Arm nach oben zu reißen und den Dolch abzufangen, bevor sich die Klinge in ihre Schulter bohren konnte. Seine Züge waren in kalter Wut erstarrt, als er erneut die Waffe hob. Catherine bäumte sich auf und warf sich zur Seite. Knirschend fuhr der Dolch neben ihr in den Boden. Sie versuchte, auf die Beine zu kommen, doch der Mann packte sie und drückte sie nieder. Sein Knie bohrte sich zwischen ihre Rippen und raubte ihr den Atem. Eine Faust traf ihre Schläfe. Die Welt franste aus und verschwamm. *Nein!* Blinzelnd kämpfte sie gegen die Leere an, in die ihr Geist zu entschwinden drohte. Dahinter lauerte der Tod. *Wenn ich jetzt ohnmächtig werde, bringt er mich um.*

Es gelang ihr ein Stück weit, ihre Besinnung zurückzuerlangen. In diesem Moment raste ihr die Klinge erneut entgegen. Catherines Hand schoss vor. Ihre Finger klammerten sich um das Handgelenk des Attentäters. Ihr Arm zitterte vor Anstrengung, während sie versuchte, die Waffe auf Abstand zu halten. Wieder drohten ihre Sinne zu schwinden. Plötzlich wuchs ein Schatten über ihr auf. Ein Paar Arme legte sich um das Genick des Attentäters. Ein kurzer Ruck, gefolgt von einem trockenen Knacken, dann sackte der Angreifer über Catherine zusammen und raubte ihr endgültig die Sicht.

Geräusche drangen an ihr Ohr. Für einen Moment glaubte sie, es seien ihre eigenen Schreie. Plötzlich riss jemand die Leiche von ihr fort und zog Catherine auf die Beine. Ein fester Griff an ihrem Arm verhinderte, dass sie erneut stürzte. Sie sah auf, um sich bei ihrem Retter zu bedanken. Die Worte blieben ihr jedoch im Halse stecken, als ihre Augen auf den grün-schwarzen Kilt fielen.

Der Clanskrieger schien ihren Schrecken nicht zu bemerken. Er übergab sie einem seiner Kameraden. „Kümmere dich um das Mädchen. Der Hauptmann wird wissen wollen, was es gesehen hat.“

*

Wasser tropfte von den Steinwänden und sammelte sich in kleinen Pfützen auf dem Boden. In der Wachstube war es kühl. Catherines Haar und ihre Gewänder waren noch immer feucht vom Regen. Fröstelnd saß sie auf einem Stuhl, die Arme um den Oberkörper geschlungen, und starrte auf den schartigen Eichenholztisch vor sich. Deutlich war sie sich der Wachen bewusst, deren Blicke sich eisig in ihren Nacken bohrten. Sie verfluchte sich dafür, dass sie sich in diese Lage gebracht hatte. *Ich wollte kein Aufsehen erregen und jetzt sitze ich hier und warte darauf, verhört zu werden.* Sie seufzte leise. *Warum konnte ich nicht einfach bleiben, wo ich war?*

Das Leben, das sie als Mrs Parsons Zofe in Edinburgh geführt hatte, war keineswegs schlecht gewesen. Dennoch hatte sie es nicht lassen können, noch einmal einen Blick auf ihre Vergangenheit zu werfen. Jetzt konnte sie nur hoffen, dass der Preis dafür nicht zu hoch ausfallen würde.

Das ärgerliche Kreischen der Türangeln ließ sie so heftig hochfahren, dass ihr Stuhl ins Wanken geriet. Ihr Blick flog zur Tür, wo sich eben ein Mann im Kilt unter dem Türstock hindurchduckte und in den Raum trat.

Farrell! Schrecken fuhr wie ein eisiger Blitz durch Catherines Adern. Unwillkürlich wich sie einen Schritt zurück und brachte den Stuhl zwischen sich und den Clanskrieger. Farrell ging zum Tisch und zog seine Uniformjacke zurecht. Mit gerunzelter Stirn studierte er Catherines Züge. Sein Blick war derart eindringlich, dass sie glaubte, darunter zu verbrennen. Ohne sein Schweigen zu brechen, bedeutete Farrell seinen Männern, den Raum zu verlassen. Kaum war die Tür hinter ihnen ins Schloss gefallen, wandte er sich wieder Catherine zu. Sie starrte dem hochgewachsenen Krieger entgegen, als hätte er sie zum Zweikampf gefordert.

Während er sie betrachtete, wich die Härte aus seinem kantigen Gesicht und machte einem Lächeln Platz. In einer fließenden Bewegung, die sie einem Mann seiner Statur nicht zuge-
traut hätte, verneigte er sich. „Ich hätte nicht gedacht, Euch eines Tages wiederzusehen, Catherine Bayne.“

Bayne. Der Name war wie ein Schlag ins Gesicht, offenbarte er doch, wessen Tochter sie war. „Ich habe nichts getan“, sagte sie schnell.

Farrell trat näher. „Warum glaubt Ihr, ich würde das annehmen?“ Die Freundlichkeit seiner Worte ließ sie verwundert aufsehen. Natürlich war sie davon ausgegangen, dass er ihr die

Schuld an den Ereignissen gab. Warum sollte die Tochter anders sein als der Vater? Doch statt sie zu packen und in eine Kerkerzelle zu sperren sagte er: „Setzt Euch.“

Sobald sie Platz genommen hatte, trat er einen Schritt zurück, lehnte sich gegen den Tisch und verschränkte die Arme vor der breiten Brust. Im Laternenlicht entdeckte sie erste Anzeichen von Grau in seinem langen, schwarzen Haar. „Der Warnschrei. Das wart Ihr, nicht wahr?“

Sie nickte, nicht in der Lage, etwas zu sprechen. Ehe er erneut das Wort ergreifen konnte, klopfte es. Einen Atemzug später erschien ein Clanskrieger auf der Schwelle. Farrell ging zur Tür. Er wechselte einige gedämpfte Worte mit der Wache und nahm etwas entgegen, bevor er den Mann mit einem Nicken entließ und zu Catherine zurückkehrte.

„Wie ist es Euch gelungen, den Mann zu töten?“, wollte er wissen.

„Töten?“ Catherine runzelte die Stirn. „Ich habe nicht ... Eure Männer haben doch ...“

„Als meine Männer hinzukamen, war er bereits tot.“

Wenn keiner von Farrells Männern sie gerettet hatte, wer war es dann gewesen? Und wie hatte er ungesehen entkommen können?

„Da war noch jemand. Ich dachte ... Ich weiß nicht, wer es war. Ich konnte lediglich einen Schatten erkennen.“

„Keiner meiner Männer hat jemand anderen als Euch und den Attentäter gesehen.“ Er warf einen Dolch und eine Börse auf den Tisch. Münzen klimperten. „Das haben wir bei ihm gefunden.“

Zum ersten Mal wurde Catherine bewusst, was sie zuvor in der Gasse beobachtet hatte. Kein Handel von Dieben, sondern die Bezahlung eines Mörders.

„Catherine, ich bin nicht mehr nur ein Mitglied der Burgwache. Ich bin der Hauptmann der persönlichen Leibwache des Earls. Ich bin für seine Sicherheit verantwortlich. Es ist wichtig, dass Ihr mir alles sagt, was Ihr gesehen habt.“ Er sprach noch immer freundlich, doch in seinen Augen lag eine Entschlossenheit, die keinen Widerspruch duldete. Er würde alles tun, um Martáinn zu schützen. Das war es, was auch sie wollte. Getrieben von dem Wunsch, Farrell zu helfen, berichtete sie, was sie beobachtet hatte und wie es zum Kampf mit dem Attentäter gekommen war.

Nachdem sie geendet hatte, hing sein Blick noch immer an ihr. „Würdet Ihr den Mann, der ihm die Börse gab, wiedererkennen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich konnte sein Gesicht nicht sehen.“ *Die Bewegung, als er seinen Umhang zurückschlug.* „Aber etwas an ihm kam mir merkwürdig vertraut vor. Ich weiß nur nicht recht, was es war.“

„Dann begleitet mich nach Dun Brònach.“

Seine Forderung war so erschreckend, dass sie aufsprang. „Auf keinen Fall! Ich werde nicht –“

„Bitte“, sagte er ruhig. „Wir müssen den Auftraggeber ausfindig machen.“

„Woher wollt Ihr wissen, dass er aus der Burg kommt?“

Sie wusste die Antwort, bevor er sie aussprach. „Wenn er Euch wirklich bekannt sein sollte, kann er nur dort zu finden sein.“

„Das muss ein schlechter Traum sein.“ Obwohl ihre Worte leise gesprochen waren, hatte er sie gehört.

„Ein schlechter Traum? Mitnichten.“ Das Lächeln kehrte in seine Züge zurück. „Der Earl wird seinen Augen nicht trauen, wenn er Euch sieht!“

„Auf keinen Fall! Martáinn darf nicht erfahren, dass ich hier bin!“

„Warum nicht? Er wird sich freuen.“

Sie senkte den Blick. „Nein, das wird er nicht. Er wird mich hassen für das, was geschehen ist. Bitte, Farrell. Verratet mich nicht.“

„Ihr gebt Euch die Schuld an den Taten Eures Vaters?“ Er klang überrascht. „Deshalb wollt Ihr ihm nicht unter die Augen treten, nicht wahr?“ Catherine war wie versteinert. Farrell legte ihr eine Hand auf den Arm. „Was geschehen ist, ist einzig und allein Eurem Vater zuzuschreiben. Nicht Euch. Ich bin sicher, der Earl sieht das genauso.“

Sie schüttelte den Kopf. Farrell mochte sie von aller Schuld freisprechen. Martáinn würde nicht so denken, nicht nach allem, was ihm und seiner Familie angetan worden war.

„Ich brauche Eure Hilfe.“ Als wäre ihm erst jetzt bewusst geworden, wer sie war, zog er seine Hand von ihrem Arm zurück. „Lasst uns einen Handel schließen. Ihr kommt mit mir nach Dun Brònach und helft mir, den Hintermann dieses Anschlags zu finden, und ich Sorge dafür, dass Euch niemand erkennt, solange Ihr dort seid.“

War es Vorsehung, die sie nach Asgaidh zurückgeführt hatte? War es ihr bestimmt, einen Teil des geschehenen Unrechts gutzumachen, indem sie Farrell half? „Wie wollt Ihr mich unerkannt in die Burg bringen?“

„Wir schmuggeln Euch unter die Dienstboten. Einer mehr oder weniger wird kaum auffallen. Eine Magd. Nein, besser ein Bursche!“

„Ich soll mich als Junge verkleiden?“, entfuhr es ihr ungläubig. „Wäre es nicht einfacher, ich ginge als Magd?“

„Es mag sein, dass es für Euch einfacher wäre, doch nicht für mich. Wenn Ihr ein Diener seid, kann ich Euch im Auge behalten und Euch den Rücken freihalten. Niemand wird Verdacht schöpfen. Eine Magd hingegen ...“

„... würde Gerüchte nähren, wenn sie zu häufig mit Euch gesehen wird“, seufzte sie. „Zu viel Aufmerksamkeit und Klatsch wären die Folge. Was, wenn mich jemand erkennt?“

„Mit Verlaub, Ihr habt Euch sehr verändert. Selbst ich hätte Euch beinahe nicht erkannt. Ihr seid erwachsen geworden.“

Obwohl Catherine sich nicht vorstellen konnte, dass sein Plan funktionieren würde, nickte sie. Sie würde alles tun, was in ihrer Macht stand, um zumindest einen Teil der Schuld zu begleichen, die ihr Vater auf ihre Schultern geladen hatte. Ihr Blick fiel auf den Dolch des Attentäters, der noch immer auf dem Tisch lag. *Ein paar Gewänder werden nicht genügen.* Sie griff nach der Waffe und schnitt ihren Zopf mit einem Ruck im Nacken ab.

„Catherine! Himmel! Euer Haar!“

Sie warf den langen, rotbraunen Zopf zusammen mit dem Dolch auf den Tisch. „Es wird nachwachsen.“

2

Nachdem Catherine zugestimmt hatte, dem Hauptmann zu helfen, war sie in den *Thistle Pub* zurückgekehrt, wo sie unter falschem Namen eines der drei Gastzimmer bewohnte. Eine Weile hatte sie dort gesessen und ausgeharrt, doch schon bald hatte sie begonnen, unruhig auf und ab zu gehen. Was würde geschehen, wenn sie den Hintermann nicht fanden? Wie groß war die Gefahr für Martáinn? Was, wenn jemand ihre Verkleidung durchschaute? Erst die Ankunft des Hauptmanns vermochte es, sie aus ihren Grübeleien zu reißen.

Konzentriert prüfte Catherine ihr Spiegelbild. Ihr Blick wanderte über den braunen, in der Taille gegürteten Plaid nach oben. Da sie ohnehin eher knabenhaft gebaut war, war es nicht schwer gewesen, die Brüste mit ein wenig Stoff abzubinden. Das weite Hemd verhüllte die letzten verräterischen weiblichen Formen.

Zögernd betrachtete sie ihr Haar. Sie schluckte hart. Die hüftlangen Haare waren ihr ganzer Stolz gewesen. Dass das vertraute Gewicht des Zopfes fehlte, verunsicherte sie ebenso wie der Anblick der jetzt schulterlangen Locken, die ihren Kopf wie tanzende Flammen umspielten und ihr Gesicht fremd wirken ließen. *Als hätte sich mehr als nur mein Haar verändert.* Die junge Frau im Spiegel war noch immer Catherine Bayne und zugleich war sie es nicht. Die grauen Augen schienen heller, ihre Züge schärfer. Sie band ihr Haar im Nacken zusammen und griff nach der Kappe. Ein letzter Blick, dann reckte sie entschlossen das Kinn und wandte sich dem Hauptmann zu.

Er nickte zufrieden. „So wird Euch niemand erkennen.“

Ich erkenne mich ja selbst kaum noch.

„Nachdem Ihr zugestimmt habt, mit mir zu kommen, habe ich dem Haushofmeister mitgeteilt, dass ich einen Burschen in meine Dienste genommen habe.“

„In *Eure* Dienste?“

„Als mein persönlicher Diener lauft Ihr weniger Gefahr, erkannt zu werden. Wann immer Ihr Euch in der Burg umschaun wollt, könnt Ihr vorgeben, in meinem Auftrag unterwegs zu sein. Abgesehen davon müsst Ihr nicht mit den anderen Burschen in den Gesindehäusern schlafen, sondern habt Euer Quartier in meinen Räumen.“ Er schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln. „Kopf hoch, in ein oder zwei Tagen habt Ihr es überstanden und könnt Dun Brönach wieder verlassen.“

„Gott möge Euch erhören!“, seufzte sie. Dann straffte sie die Schultern. „Bringen wir es hinter uns.“ Sie machte kehrt und wollte zur Tür.

„Wartet“, Farrell kam einen Schritt auf sie zu. „Ihr braucht noch einen Namen.“ Nachdem er einen Moment nachgedacht hatte, sah er sie prüfend an. „Eric. – Ja, das wird gehen.“ Für einen Herzschlag wirkte er beinahe verlegen. „Als meinen Burschen kann ich Euch nicht förmlich behandeln.“

Catherine zuckte die Schultern. Förmlichkeiten waren ihre geringste Sorge.

*

Wie der aufgerissene Rachen eines Ungeheuers lag das Tor von Dun Brönach vor ihr – bereit, die Freiheit zu verschlingen, die Catherine sich durch ihren Weggang errungen hatte. Donnernd hallte der Hufschlag in ihren Ohren wider, als sie hinter Hauptmann Farrell über die Zugbrücke ins Herz der Festung ritt. Ihre Augen wanderten hinauf zu den höchsten Türmen, deren Zinnen von tiefhängenden Wolken umrankt waren, als würden sie geradewegs in den Himmel wachsen.

Schlagartig war das Gefühl der Einsamkeit und Verzweiflung zurück, das während ihrer letzten Monate auf Dun Brönach Catherines ständiger Begleiter gewesen war. Wieder stand sie vor dem Arbeitszimmer ihres Vaters und hörte jene Worte, die nicht für ihre Ohren bestimmt gewesen waren. Worte, die ihre Welt zum Einsturz brachten. „Kümmert Euch darum, dass diese MacKay-Freunde zum Schweigen gebracht werden!“, hatte ihr Vater einen seiner Männer angewiesen. „Setzt allen Gerüchten ein Ende – wie Ihr das anstellt, überlasse ich Euch. Ihr habt freie Hand.“

„Natürlich, Herr. Mit Verlaub, es war ein brillanter Zug, es aussehen zu lassen, als hätten Earl Bruce und sein Weib ihren Tod selbst gewählt.“ Die Worte ließen Catherine zurückfahren. Ihr

eigener Vater! Nie wäre sie auf den Gedanken gekommen, er könne etwas mit dem Tod der MacKays zu tun haben.

Catherine glaubte, das fassungslose Wispern und Raunen der Menschen noch immer zu hören, als sich die Nachricht in Dun Brònach verbreitet hatte. Der Earl und seine Frau, freiwillig aus dem Leben geschieden, kurz nachdem man ihnen die Nachricht vom Tod ihres Sohnes überbracht hatte. Man fand sie im Morgengrauen am Fuße des Turms, die Leiber zerschmettert.

Unbemerkt machte Catherine kehrt und floh. Stundenlang irrte sie durch die Dunkelheit, unfähig einen klaren Gedanken zu fassen. Sie weinte nicht – weder in jener Nacht noch später. Es war, als habe die schreckliche Wahrheit jedes Gefühl in ihr getötet. Wie sollte sie mit diesem Wissen leben? Wie *konnte* sie? Sie dachte daran, Hilfe zu suchen, doch es gab niemanden, dem sie sich anvertrauen konnte. Nicht einmal Betha, ihrer alten Kinderfrau, wagte sie davon zu berichten. Zu groß war ihre Furcht, ihr Vater könne davon erfahren. Monatlang quälte sie sich, zwang sich jeden Tag aufs Neue, ihrem Vater in die Augen zu sehen, bis sie es schließlich nicht mehr aushielt. Eines Nachts packte sie ihr Bündel und stahl sich davon. Das war vor beinahe vier Jahren gewesen ...

Auf dem Hof herrschte geschäftiges Treiben. Männer und Frauen gingen ihrem Tagwerk nach. Clanskrieger kreuzten ihren Weg. Ein Küchenjunge versuchte verzweifelt, ein Huhn einzufangen. Dabei war er gestürzt, sodass sein Plaid nass und voller Schlamm war. Ein Stück weiter hinten schleppte eine Magd zwei Wassereimer zum Haupthaus. Ein Gewirr aus Stimmen erfüllte die Luft. Nichts hier wirkte düster und bedrohlich – und dennoch wollte es Catherine nicht gelingen, das Unbehagen abzustreifen, das sie mit einem Mal umklammert hielt.

Vor den Ställen saß der Hauptmann ab und warf einem Stallburschen die Zügel zu. Catherine glitt aus dem Sattel. Ihre Stiefel gruben sich in den vom Regen der vergangenen Nacht aufgeweichten Boden. Der Wind fuhr ihr unter den Plaid und strich eisig über ihre Beine. Fröstelnd folgte sie Farrell durch eine Seitenpforte ins Haus. Über eine schmale Treppe gelangten sie in den spärlich erleuchteten Gang, in dem das Quartier des Hauptmanns lag. Dort bewohnte er drei miteinander verbundene Zimmer – ein Schlaf-, ein Empfangs- und ein Arbeitszimmer –, deren zweckmäßige Einrichtung ebenso zu ihm passte wie die penible Ordnung, die hier herrschte.

Nachdem Farrell ihr alles gezeigt hatte, führte er sie hinter einen Vorhang, der eine kleine Nische vom Empfangsraum abtrennte. Dort stand ein Bett.

„Es ist nicht viel“, meinte er entschuldigend, „aber zumindest könnt Ihr hier ungestört sein. Ich muss jetzt zu meinen Männern. Ich war schon zu lange fort.“ Er dachte kurz nach, dann

sagte er: „Es wird bald dunkel. Ruht Euch aus. Morgen wird sicher ein anstrengender Tag für Euch.“ Mit einer knappen Verneigung ließ er sie allein.

Eine Weile streifte Catherine durch die Räume und versuchte, sich mit ihrer neuen Umgebung vertraut zu machen. Sie fühlte sich wie ein Eindringling in einem Reich, dessen Grenzen zur Außenwelt durch akkurate Sorgfalt und Ordnung abgesteckt waren. Das Arbeitszimmer war der einzige Raum, der bewohnt aussah. Zweifelsohne verbrachte Farrell einen Großteil seiner Zeit hier.

Als die Dämmerung langsam Einzug hielt, entfachte Catherine im Empfangszimmer ein Feuer im Kamin und zog sich einen Stuhl heran. Lange Zeit blickte sie in die Flammen, gefangen in ihren eigenen Gedanken. Trotz ihrer Ängste und der düsteren Erinnerungen konnte sie nicht umhin, sich einzugestehen, dass sie das Glen Beag vermisst hatte. Obwohl es ihr in Edinburgh gefiel, vermisste sie die herbe Schönheit der Highlands. Die schroffen Felsen, die das Tal umgaben; im Norden der Gipfel des Ben Kilbreck, die dichten Wälder, der Geruch von Torf, selbst der Nebel und Regen hatten ihr gefehlt. Während im modernen Edinburgh die Mode und die Gewohnheiten der Engländer mehr und mehr die gälische Tradition verdrängten, war sie hier so lebendig wie nie zuvor. Catherine hoffte, das möge sich niemals ändern. Wie sehr sie es liebte, den melancholischen Melodien eines Dudelsacks zu lauschen oder fröhliche gälische Weisen zu singen, fiel ihr erst jetzt auf, da sie wieder hier war.

Sie fragte sich, ob sie die Maskerade als Diener wirklich über einige Tage hinweg aufrechterhalten konnte. Der Plaid war weit kürzer als die Kleider, die zu tragen sie gewohnt war. Wie lange würde es dauern, bis jemandem auffiel, dass ihre Beine, selbst für einen jungen Knaben, zu dünn waren? *Sie werden mich erkennen. Und was dann?* Mit Schimpf und Schande würde man sie davonjagen. Sie würden Dreck und Steine nach ihr werfen und sie für das verfluchen, was ihr Vater getan hatte. Catherine war mehrmals versucht, aufzustehen und Dun Brònach fluchtartig zu verlassen. Und doch tat sie es nicht. Sie fragte sich, ob es wirklich die Sorge um Martáinn war, die sie davon abhielt, oder ob die Furcht ihre Beine lähmte und ihr eine Flucht unmöglich machte.

Als das Feuer heruntergebrannt war, saß sie noch immer da und schaute in die ersterbende Glut. Plötzlich hatte sie das Gefühl, beobachtet zu werden – fremde Blicke, die sich wie glühendes Eisen in ihren Leib sengten. Sie hob den Kopf. Unruhig wanderten ihre Augen umher, streiften über die Schatten, die sich in den Ecken türmten, weiter über Sessel und Tisch zum anderen Ende des Raumes. Nichts. Sie sah zur Verbindungstür zum Arbeitszimmer hin. Im Gegensatz zum den anderen Räumen konnte es auch vom Gang aus betreten werden. *Was, wenn dort ...?*

Sie packte einen Schürhaken und erhob sich. Langsam, Schritt für Schritt, näherte sie sich dem Arbeitszimmer. Immer wieder hielt sie inne, lauschte ins Halbdunkel, ohne etwas anderes als ihren eigenen Herzschlag zu vernehmen. *Das ist lächerlich!* Wie sollte sie jemand durch eine geschlossene Tür hindurch beobachten? Sie ließ die Hand mit dem Schürhaken sinken, tat einen weiteren Schritt auf das Arbeitszimmer zu – und zögerte. Womöglich hatte derjenige die Tür geschlossen und sich zurückgezogen, als sie ihn bemerkte. *Nein, das hätte ich hören müssen.* In den Gemächern des Hauptmanns gab es keine Teppiche, die die Schritte eines Eindringlings hätten dämpfen können. *Dort ist niemand.*

Sie bewegte sich vorwärts, diesmal entschlossener – und blieb wieder stehen. Sie fühlte sich noch immer beobachtet. Sie streckte bereits die Hand zur Türklinke aus, als die Erkenntnis wie eine eisige Hand nach ihrem Nacken griff. *Nicht die Tür!* Ihre Augen flogen zum Fenster und hielten sich an der undurchdringlichen Schwärze dahinter fest. Da war nichts, nicht der geringste Lichtschimmer. Catherine starrte in die Nacht hinaus, bis ihre Augen brannten. War da eine Bewegung? Ein Schatten, schwarz wie die Finsternis, in der er sich verbarg. *So hoch über dem Boden? Ohne einen Balkon oder Mauervorsprung in der Nähe?* Unmöglich. Und doch wollte das Gefühl nicht weichen, dass ihr etwas aus der Nacht entgegenblickte.

Nebel. Es musste Nebel sein, den sie gesehen hatte – ein ständiger Gast im Glen Beag, besonders jetzt im Spätherbst. Nichts Ungewöhnliches. Doch es gab keine Anzeichen für Nebel. Kein Dunst, kein grauer Schleier, der sich matt vom Schwarz der Nacht abhob. Ihre Finger krampften sich um den Schürhaken, dass es schmerzte. Unendlich langsam schob sie sich an das Fenster heran, obwohl alles in ihr danach schrie, sich abzuwenden und davonzulaufen. *Dort ist nichts. Dort kann nichts sein!*

Sie würde sich mit eigenen Augen davon überzeugen. Ein weiterer Schritt, dann hatte sie das Fenster erreicht. Ihr Blick wanderte über die Scheibe, fing sich in einer Spiegelung ihres Gesichts und griff nach der dahinter liegenden Schwärze.

„Catherine?“

Das Wort packte sie und ließ sie herumfahren. Ihr Herzschlag raste und beruhigte sich nur allmählich, als sich Hauptmann Farrells Umriss aus dem Halbdunkel hinter ihr lösten. Als er den Schürhaken in ihrer Hand bemerkte, zog er seine Pistole. „Was ist?“

Catherine deutete zum Fenster. „Dort ist jemand.“

Der Hauptmann schob Catherine hinter sich und trat – die Waffe im Anschlag – ans Fenster. Einen Moment schaute er hinaus, ähnlich wie sie es zuvor getan hatte. Dann öffnete er den Riegel. Catherine hielt den Atem an. Halb erwartete sie, eine schattenhafte Gestalt würde sich auf ihn stürzen, doch alles, was seinen Weg in den Raum fand, war ein Schwall kühler Nacht-

luft. Farrell beugte sich weit hinaus und sah sich um. Schließlich zog er den Kopf zurück und schloss das Fenster wieder.

„Nichts.“

Catherine schenkte ihm ein schwaches Lächeln. „Womöglich bin ich nur nervös.“ Es war nicht die ganze Wahrheit. Das Gefühl, beobachtet zu werden, war im selben Augenblick, in dem der Hauptmann hinter ihr im Raum erschienen war, verschwunden. „Ich sollte zu Bett gehen.“ Sie wandte sich ab und ging auf die Nische zu, da ließ seine Stimme sie noch einmal innehalten.

„Ihr habt hier nichts zu befürchten, Catherine. Macht Euch keine Sorgen.“

*

Der Morgen drängte die Erinnerung an die Nacht in einen fernen Winkel ihres Verstandes und ließ sie mehr und mehr verblassen. Catherine war müde, denn trotz der Anwesenheit des Hauptmanns hatte sie kaum Schlaf gefunden. Immer wieder hatte sie sich gefragt, ob sie sich alles nur eingebildet oder ob die Rückkehr des Hauptmanns vertrieben hatte, was immer vor dem Fenster gewesen sein mochte. Sie hatte wach gelegen und dem Rauschen des einsetzenden Regens gelauscht. Kurz nach Tagesanbruch hatte sie das Zimmer verlassen, um ihre Suche zu beginnen. Im Hof schaute sie an den Burgmauern hoch zu dem Fenster, hinter dem das Empfangszimmer des Hauptmanns lag. Fahles Licht zwängte sich zwischen den Regenwolken hindurch und ließ die nassen Mauern schwarz schimmern. Die Wand war noch glatter, als Catherine angenommen hatte. Die Fugen zwischen den einzelnen Steinquadern waren mit kleinen Steinen und Lehm ausgefüllt und ließen nicht genügend Raum für Hände oder Füße. Plötzlich kam sie sich lächerlich vor. *Hier hat sich wirklich nichts verändert.* Selbst die Furcht, die sie während ihrer letzten Monate auf Dun Brönach begleitet hatte, war nicht gewichen.

Ihr nächster Weg führte Catherine in die Küche. Hunger trieb sie an, doch zugleich war es eine Art Feuerprobe. Sie zu bestehen würde ihr ein Gefühl der Sicherheit geben. Catherine blieb in der Tür stehen. Ihre Augen wanderten durch den Raum, streiften über geschäftige Mägde und junge Gehilfen. Sie glaubte die Köchin, die sich gerade die Hände an der Schürze abwischte, wiederzuerkennen, ebenso wie einige der älteren Mädchen.

Trotz der frühen Stunde herrschte erstaunlich viel Betrieb. Burschen schleppten Haggis, Pasteten und Kuchen in die Vorratskammern, Vorbereitungen für das Festmahl am Tag der Ushana. Catherine entschied, ihren Mut genug auf die Probe gestellt zu haben, nahm sich ein Haferplätzchen aus einer Schüssel und verließ die Küche wieder.

Die traurige Melodie eines alten gälischen Liebesliedes erfüllte den Korridor und zog Catherine in ihren Bann. Mit dem Plätzchen in der Hand folgte sie dem Gesang zu einer Kammer. Die Tür stand offen. Drinnen saßen drei Mädchen um einen Tisch herum und banden Kränze und Gestecke aus Stechginster. Obwohl die Blütezeit längst vorbei war, waren die leuchtend gelben Blüten noch nicht abgefallen. Im düsteren Licht der Kammer sahen sie beinahe frisch aus. An Fenstern und Türen angebracht, sollte das wohlriechende Gewächs die Ushana von den Häusern fernhalten und Menschen, die sich damit schmückten, vor ihr schützen.

Eine Weile stand Catherine da, aß das Plätzchen und lauschte dem Gesang der Mädchen. Das Lied erinnerte sie an ihre Kindheit, als sie häufig neben ihrem Vater in der Großen Halle gesessen und den Melodien der Barden gelauscht hatte. Mit einem Seufzer wandte sie sich ab. Sie wollte die Erinnerung an die Vergangenheit abstreifen, doch die Melodie wollte sie nicht mehr loslassen. Leise summend verließ sie das Haus und trat auf den Hof.

Graue Wolkenfetzen umrahmten die höchsten Türme wie eine Geisterhand – bereit, nach jedem zu greifen, der sich auf die Plattform wagte. Ein vertrauter Anblick. Während der vergangenen Jahre hatte Catherine viele Orte kennengelernt. Manche davon schön, andere nicht. Doch erst während dieser Zeit war ihr bewusst geworden, wie *anders* das Glen Beag war. Eingeschlossen von den Bergen im Norden und den üppigen, schwer zu durchdringenden Wäldern im Süden war das Earldom einsamer als manches Gehöft, das sie gesehen hatte. Dichtes Unterholz und schmale, gewundene Pfade, die im Nebel kaum zu finden waren, hatten schon manchem unbedarften Reisenden den Tod gebracht. Als wollte das Land behalten, was es einmal besaß. *Oder die Ushana.*

„Dich habe ich hier noch nie gesehen.“

Catherine fuhr herum. Sie hielt erschrocken die Luft an, als sie sich zwei jungen Männern gegenüber sah. Erst als ihr bewusst wurde, dass ihr beide völlig unbekannt waren, ließ sie erleichtert den Atem entweichen.

Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Ich bin erst seit gestern hier.“

„Warum haben wir dich dann nicht schon gestern gesehen?“ Der Sprecher kam einen Schritt näher. Er war groß, sodass sie gezwungen war, den Kopf zu heben. Er wäre ein gutaussehender junger Mann gewesen, mit klaren blauen Augen und markanten Zügen, wenn da nicht dieser Ausdruck in seinem Gesicht gewesen wäre. *Beinahe schon feindselig.*

„Warum warst du nicht im Gesindehaus?“

„Mein Schlafplatz ist in den Räumen meines Herrn“, gab sie zurück.

Für einen Moment weiteten sich die Augen des Mannes verblüfft, dann verfinsterte sich seine Miene schlagartig. „Sieh an.“ Er wandte sich zu seinem Kameraden um. „Der Bursche hält

sich für etwas Besonderes, weil er gleich vom ersten Tag an einem Herrn zugeteilt ist.“ Er rückte noch ein Stück näher.

Unwillkürlich wich Catherine einen Schritt zurück. Das entlockte dem Zweiten ein boshaftes Grinsen. „Er hat Angst vor dir, Gil.“

„Wundert dich das? Schau ihn dir doch an! Das ist ein Wicht! Der sieht ja aus wie ein Kind! Hat noch nicht mal Haare auf den dürren Beinen.“ Gil blickte voller Herablassung auf Catherine herab. Seine Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. „Welcher Herr hat ein schwächliches Würstchen wie dich in seinen Dienst genommen?“

Catherine richtete sich auf. „Hauptmann Farrell“, entgegnete sie fest, in der Hoffnung, die jungen Männer würden endlich das Interesse verlieren und von ihr ablassen.

Stattdessen begann Gil zu lachen. Einen Moment später, als hätte er auf seine Erlaubnis gewartet, stimmte sein Freund ein. „Ein Hauptmann? Seit wann hat ein Hauptmann Anrecht auf einen eigenen Diener?“

„Hat er nicht“, entgegnete sein Kamerad. „Oder willst du die halbe Portion etwa Diener nennen?“

Wieder lachten sie. Catherine wandte sich zum Gehen. Gils Hand fiel schwer auf ihre Schulter. „Nicht so schnell, du Zwerg.“ Seine Finger gruben sich in ihr Fleisch und zwangen sie, sich ihm wieder zuzuwenden. „Du bist neu hier, ich will sichergehen, dass du weißt, wo dein Platz ist.“

„Ich kenne meinen Platz. Danke.“ Sie streifte seine Hand ab.

„Du bist der Laufbursche eines Befehlsempfängers – nicht mehr.“ Gil war jetzt bedrohlich nahe. Hätte seine Feindseligkeit sie nicht so eingeschüchtert, hätte Catherine versucht, sich an ihm vorbeizudrängen. So jedoch verharrte sie an Ort und Stelle.

„Wir mögen hier niemanden, der sich für etwas Besseres hält“, zischte Gil. Er schubste sie. Catherine tat einen taumelnden Schritt und prallte gegen seinen Kameraden, der sich jetzt hinter ihr aufgebaut hatte.

Sie hatte Mühe, ruhig zu bleiben. „Ich will wirklich keinen Ärger.“

Dieses Mal war es der andere, der sie schubste – so hart, dass sie auf die Knie fiel. Ihre Augen zuckten von einer Seite zur anderen, auf der Suche nach einem Ausweg. Gil zerrte sie unsanft auf die Beine. Catherine wollte sich losreißen, doch es gelang ihr nicht, sich dem unerbittlichen Griff zu entwinden.

„He, Gil! Ist das der Neue?“ Ein blonder Schopf wuchs hinter den Jungen auf. Der Neuankömmling drängte sich zwischen ihnen hindurch und blieb vor Catherine stehen. „Der Haushofmeister will dich sehen, Junge.“

„Erst haben *wir* noch etwas mit ihm zu besprechen“, knurrte Gil.

Der Blonde schüttelte den Kopf. „Du weißt, was passiert, wenn er Schrammen an dem Kleinen sieht. Er wird Fragen stellen. Das willst du nicht!“ Er packte Catherine beim Arm und zog sie davon. Sie waren kaum um die Ecke eines Stalls gebogen, da gab er sie wieder frei.

„Denen solltest du besser aus dem Weg gehen. Gil hält sich für den Anführer und sieht in jedem Neuen eine Bedrohung.“ Er zuckte die Schultern, dann grinste er. „Ich bin John.“

„Eric.“ Der Gedanke an eine Begegnung mit dem Haushofmeister verursachte ihr Unbehagen. *Was, wenn er mich erkennt?* „Der Haushofmeister ...“

„... war nur eine Ausrede, um dich von Gil und Kerr wegzubekommen“, grinste John und schlug ihr kameradschaftlich auf die Schulter. „Komm mit, ich zeig dir alles.“

Im ersten Augenblick wollte sie protestieren. Dann jedoch kam ihr der Gedanke, dass sie auf diesem Weg viel über die Bewohner Dun Brònachs erfahren konnte. *Wer weiß, womöglich finde ich ja den Auftraggeber. Dann wäre diese Maskerade beendet.*

*

Catherine hatte immer geglaubt, Dun Brònach bis in den letzten Winkel zu kennen. John belehrte sie eines Besseren. Er führte sie durch Gänge und über Stiegen, die nur die Dienerschaft benutzte, während er in den schillerndsten Farben über die Burg und ihre Bewohner berichtete – über Menschen, die Catherine ihr ganzes Leben lang kannte. Sie hätte sich langweilen müssen. Stattdessen ertappte sie sich dabei, wie sie gebannt an seinen Lippen hing. Zu hören, was ein Bursche über die Bewohner zu sagen hatte, vermittelte Eindrücke, die ihr bisher verwehrt geblieben waren.

Überall lauerten Erinnerungen. Viele davon so schmerzhaft, dass sie unwillkürlich die Kiefer aufeinander presste. Ein bekanntes Gesicht, ein Gang oder Raum genügten, um ihre Gedanken weit in die Vergangenheit zurückzuwerfen. Selbst die schönen Dinge, deren sie sich zu entsinnen vermochte, hinterließen einen schalen Nachgeschmack, stammten sie doch aus einer Zeit, die unwiederbringlich verloren war. Catherine versuchte, die Bilder aus ihrem Kopf zu zwingen, während ihre Augen unermüdlich auf der Suche nach jener vertrauten Geste waren.

Plötzlich packte John sie und schob sie in die Schatten einer Nische. „Pscht“, zischte er, als sie zu einem Protest ansetzte. „Da vorne ist Esmè! Wenn du nicht willst, dass sie uns für den Rest des Tages für irgendwelche Arbeiten einspannt, kommst du besser mit mir.“

Catherine nickte. John beugte sich vor und spähte um die Ecke. Einen Herzschlag später huschte er über den Gang. Seine Augen flogen kurz in Richtung der obersten Kammerfrau, dann schob er eine Tür auf und bedeutete Catherine, ihm zu folgen. Sie schloss zu ihm auf

und schlüpfte hinter ihm in den Raum. Überall standen Wäschetruhen an den Wänden und unter einem Tisch stapelten sich leere Weidenkörbe.

„Esmè ist sonst schon schwer zu ertragen“, erklärte John, kaum dass sie die Tür geschlossen hatte, „aber unmittelbar vor dem Tag der Ushana ... Sie kommandiert das Gesinde herum, als wäre sie der Hauptmann der Burgwache. Wie eine Furie ist sie hinter uns her, damit auch ja alles blitzt! Dabei ist die Burg an dem Tag ohnehin wie ausgestorben.“

Wie alle anderen hatte auch Catherine sich Jahr für Jahr am Tag der Ushana bei Einbruch der Dämmerung in der Kirche von Asgaidh eingefunden, wo Vater Ninian eine Messe hielt und den Schutz Gottes erflehte, bis es um Mitternacht an der Zeit war, zum Marktplatz zu gehen. Dort entzündete der Earl den Scheiterhaufen, in dessen Zentrum eine mit Stechginster ausgestopfte Lumpenpuppe – ein Abbild der Ushana – an einen Pfahl gebunden war. Jahr für Jahr wurde die Ushana symbolisch von den Flammen geläutert, um ihren bösen Geist aus dem Glen Beag fernzuhalten. Noch lange nachdem das Feuer erloschen war, hing der durchdringende, süße Geruch des verbrannten Stechginsters über dem Ort. Man aß und trank und lauschte den unheimlichen Geschichten, die traditionell in dieser Nacht erzählt wurden. *Wie oft hat Martáinn versucht, mich mit alten Schauermärchen zu erschrecken?*

„Willst du den Earl sehen?“, fragte John unvermittelt. „Ich weiß, wo wir ihn um diese Zeit zu Gesicht bekommen können.“

„Nein!“, entfuhr es ihr. Hastig fügte sie hinzu: „Ich muss noch ... Vielen Dank für deine Hilfe.“ Ehe der verdutzte John etwas erwidern konnte, machte sie kehrt und floh aus der Kammer. Der Gedanke, Martáinn zu begegnen, trieb sie davon. Auf dem Marktplatz hatte sie sich zwischen den unzähligen anderen Gesichtern verstecken können. Hier, innerhalb der Mauern Dun Brònachs, war die Gefahr, dass Martáinn sie erkannte, ungleich größer. Dieses Risiko wollte sie nicht eingehen.

Catherines Augen wanderten den Gang entlang, auf der Suche nach Esmè, doch die oberste Kammerfrau war nicht mehr zu sehen. Froh, zumindest im Augenblick niemanden in ihrer Nähe zu haben, den sie mit ihrer Verkleidung täuschen musste, machte sie kehrt und folgte dem Gang. Sie vergrub die Hände in den Falten ihres Plaids und überlegte, was sie jetzt tun sollte.

„Bursche!“

Catherine erkannte die Stimme sofort. Daeron ap Fealan. Ohne es zu bemerken, war sie an ihm vorübergegangen.

Ein wenig zögernd wandte sie sich um, den Kopf gesenkt. „Herr?“

„Sieh mich an“, verlangte er streng. Sie hob den Kopf. Sein Blick hielt sie unerbittlich fest, wanderte über ihr Gesicht, ehe er an ihren Augen hängen blieb. „Habe ich dich hier schon einmal gesehen?“

Um ein Haar hätte sie aufgeschrien, als er einen Schritt auf sie zumachte. Er war jetzt so nah, dass sie die goldenen Sprenkel im Braun seiner Augen erkennen konnte. Ihre Handflächen wurden schweißnass. Es fiel ihr schwer, zu atmen.

„Nein, Herr. Ich bin erst seit gestern hier“, würgte sie hervor.

Gestern?, schienen seine Augen zu fragen, aber die Frage fand nicht auf seine Lippen. Catherine versuchte erneut, den Kopf zu senken, doch sein Blick gab sie nicht frei.

„In wessen Diensten stehst du?“

„Hauptmann Farrells“, erwiderte sie und fügte rasch hinzu: „Herr.“

„Hauptmann Farrell“, wiederholte er so leise, dass sie nicht wusste, ob die Worte für sie bestimmt waren oder ob er zu sich selbst sprach. Schließlich nickte er. „Geh jetzt.“

Sie verneigte sich hastig und wollte sich abwenden. „Ach, Bursche.“ Seine Stimme griff nach ihr und ließ sie noch einmal innehalten.

„Herr?“

„Pass auf, wem du auf den Gängen begegnest. Die meisten mögen es nicht, wenn du an ihnen vorüberläufst, ohne sie mit gebührendem Respekt zu grüßen.“ Es war kein Tadel, nur eine freundlich gemeinte Warnung. Eine Freundlichkeit, die sie von Daeron ap Fealan nicht erwartet hatte.

„Natürlich. Falls ich Euch –“

„Der Hauptmann wartet sicher schon auf dich.“ Ohne einen weiteren Blick an sie zu verschwenden, setzte er seinen Weg fort. Catherine starrte ihm nach, bis er um eine Ecke bog. Erst dann wagte sie aufzuatmen.

*

Die folgenden Stunden streifte Catherine durch die Gänge und musterte jeden, der er ihr begegnete, eingehend. Zweimal war sie gezwungen, die Nachricht des Hauptmanns aus ihrem Ärmel zu ziehen, um zu verhindern, von einer allzu eifrigen Magd für Arbeiten eingespannt zu werden.

Als sie schließlich auf den Hof zurückkehrte, lag bereits dämmergraues Licht über den Mauern und den Gebäuden. Der ständige Regen hatte die meisten Menschen frühzeitig in den Schutz der Häuser getrieben. Nur hier und da eilte noch ein Diener oder eine Magd über den Hof. In einem lächerlichen Versuch, sich vor dem Regen zu schützen, zog Catherine den Kopf

ein. War es möglich, dass sie in den Gesindehäusern fand, wonach sie suchte? *Kein Dienstbote wäre im Besitz von genug Gold, um einen Mörder zu dinge.*

Dennoch wollte sie sich auch unter dem Gesinde umschauen. Für heute wollte sie ihre Suche jedoch beenden. Sie würde sich die Dienerschaft ebenso wie die übrigen Burgbewohner einzeln ansehen, nicht wenn sie alle versammelt zu Tisch saßen. Obwohl ihre Verkleidung sogar Daeron getäuscht hatte, wollte sie das Glück nicht herausfordern. Abgesehen davon stand ihr nicht der Sinn danach, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken, indem sie begann, Küchenjungen, Stallburschen, Mägde, Köchinnen und all die anderen mit neugierigen Blicken zu messen.

Um nicht noch einmal Gefahr zu laufen, Daeron – oder gar Martáinn – zu begegnen, beschloss Catherine, über den Hof zu gehen und durch die Seitenpforte wieder ins Haus zu schlüpfen. Vor den Stallungen blieb sie stehen und sah sich um. Es war inzwischen fast völlig dunkel. Still und verlassen lag der Hof vor ihr. In einiger Entfernung, auf den Mauern, waren hin und wieder die leisen Schritte der Wachen zu vernehmen, wenn sie ihre Position wechselten. Eine kühle Brise strich über Catherine hinweg und ließ sie frösteln. Mit einem Mal fühlte sie sich an die vergangene Nacht erinnert. Das Gefühl, dass etwas in der Dunkelheit lauerte, kehrte mit Macht zurück. *Was musste ich auch warten, bis es fast finster ist!*

Ihre Augen flackerten von einer Seite zur anderen, suchten nach der Gewissheit, dass niemand hier war, der nicht hierher gehörte. Sie wollte gerade weitergehen, als sich eine Hand über ihren Mund schloss und den Schrei erstickte, der sich ihrer Kehle entrang. Kräftige Hände packten sie. Die Absätze ihrer Stiefel gruben sich in den Schlamm, als sie zwischen die Stallungen gezerrt wurde. Ein leises Glucksen war zu vernehmen, der halbherzige Versuch, ein Kichern zu unterdrücken.

„Dieses Mal wird dir John nicht helfen“, zischte jemand dicht neben ihrem Ohr. Gil! „Du wirst deine Lektion lernen, *Soldatendiener!*“ Catherine trat nach ihm, um sich zu befreien. „Hilf mir, Kerr! Halt ihn fest!“

Das feiste Gesicht des anderen tauchte aus der Dunkelheit über ihr auf, als er die Hände nach ihr ausstreckte. Bevor er sie ergreifen konnte, biss sie zu. Sie schlug ihre Zähne in Gils Hand, bis sie Blut schmeckte. Mit einem Schrei riss er die Hand zurück. Catherine entwand sich seiner Umklammerung mit einer raschen Drehung und hob einen Stein auf. Gil versuchte, sie wieder zu fassen zu bekommen. Da schlug sie ihm die Faust mit dem Stein ins Gesicht. Ihr Hieb schickte ihn zu Boden. Blut rann aus einem Mundwinkel. Er spuckte einen Zahn aus.

„Du verdammter Bastard! Dafür wirst du bezahlen! Zeig es ihm, Kerr!“

Ehe Catherine reagieren konnte, stürzte Kerr sich auf sie und riss sie zu Boden. Einen Augenblick später wälzte sie sich mit ihm durch den Matsch. Fäuste flogen. Sie trat und schlug nach ihm, doch er war ihr an Stärke weit überlegen. Eine Faust traf ihre Schläfe, eine andere ihr Ohr. Warmes Blut lief über ihr Gesicht. Blind vor Tränen rammte sie ihrem Gegner ein Knie in den Magen. Kerr keuchte und ließ sich zurückfallen. Für einen Moment war sie frei. Sie blinzelte, und als sich ihre Sicht wieder klärte, erkannte sie, wie Gil auf sie losging. Er erwischte sie an der Schulter und warf sie herum, bis sie mit dem Gesicht nach unten lag. Sie versuchte, sich zu befreien. Um ein Haar wäre es auch gelungen, doch dann war Kerr wieder auf den Beinen und packte zu. Rasend vor Wut stemmte ihr Gil sein Knie in den Rücken. Catherine schrie auf.

„Niemand schlägt mir einen Zahn aus!“ Gil zerrte sie ein Stück mit sich, ehe er sie erneut zu Boden warf. Sie kam auf die Beine, glitt im Schlamm aus und wurde erneut gepackt. Ein harter Griff in ihrem Nacken zwang ihren Oberkörper nach vorne. Das kalte Wasser der Pferdetränke schlug über ihr zusammen, als Gil sie untertauchte. Unnachgiebig drückte er ihren Kopf unter Wasser. Catherine kämpfte gegen ihn an. Ihre Beine scharrtten hilflos über den Boden. Wasser drang ihr in Mund und Nase, floss ihre Kehle hinab. Gil hielt ihren Kopf unbittlich unten. Dann endlich packte er sie bei den Haaren und riss sie hoch. Hustend rang sie um Atem, während ihr Wasser aus Mund und Nase rann.

„Der hat genug.“ Nur undeutlich drang Kerrs Stimme zu ihr durch.

„Noch lange nicht“, knurrte Gil. Statt sie freizugeben verstärkte er seinen Griff. *Er wird mich umbringen!*

Der Verlust seines Zahns schien alle Vernunft in ihm ausgelöscht zu haben. Es gelang Catherine gerade noch, die Luft anzuhalten, bevor er ihren Kopf erneut unter Wasser drückte. Sie strampelte und wehrte sich, doch ihre Kräfte ließen jetzt rasch nach. Sie vermochte nicht länger den Atem anzuhalten. Kaltes Wasser strömte in ihren Hals und drang brennend in ihre Lungen. Grelle Lichtblitze zuckten vor ihren Augen, stetig dunkler werdend. Als er sie dieses Mal aus dem Wasser zerrte, brachte sie kaum die Kraft für den nächsten Atemzug auf. Ihr Oberkörper zog sich krampfartig zusammen, sie hustete und spuckte Wasser. Einzig Gils Griff hielt sie noch aufrecht. Für einen Moment fürchtete Catherine, er würde sie noch einmal untertauchen. Doch dann verschwand seine eisige Hand plötzlich. Sie fiel zu Boden und blieb keuchend liegen.

Eine Stimme bohrte sich in ihr Gehör. Es war weder Kerrs noch Gils. Die Stimme war ungleich vertrauter als die der beiden Jungen. Dennoch gelang es Catherine nicht, die Worte festzuhalten. Ein eisiger Hauch fuhr über sie hinweg und ließ sie schauern. Zitternd lag sie

da, unfähig, sich zu bewegen. Sie hörte, wie die Burschen davonrannten, doch die Stimme blieb, redete unablässig auf sie ein, während ihr Geist endgültig in die Schatten zu entweichen drohte. Das Wispern zog sie in die Welt zurück.

„Komm zu dir.“

Catherine tat einen schmerzhaften Atemzug und kämpfte gegen den aufsteigenden Hustenreiz an. Flatternd hob sie die Lider. Ihre Augen griffen in dieselbe Schwärze wie schon vergangene Nacht. Sie starrte in die Finsternis und wartete, dass das undurchdringliche Dunkel den Farben der Nacht wich. Jeden Moment würde sie die Umrisse der Stallungen erkennen, beruhigend vertraute Schatten, die sich hart vom Grau der Nacht abhoben. Doch die zähflüssige Dunkelheit blieb, schien zu atmen, als wäre sie lebendig. Panik kroch Catherine über Arme und Rücken und hinterließ eine Gänsehaut – so heftig, dass es wehtat. Ihr Mund wurde trocken. Ihre Sinne tanzten auf einem dünnen Seil über dem Abgrund zwischen Bewusstsein und Ohnmacht, als die Stimme erneut ihren Geist durchflutete.

„Schon bald.“

Leise Worte, deren Intensität sich unter ihre Haut grub, bis sich die feinen Härchen in ihrem Nacken aufrichteten. Stück für Stück ballte sich die Dunkelheit vor ihr zusammen, verdichtete sich zu einer Gestalt. Einer *Kreatur*, deren Anblick Catherine zurückfahren ließ. Geduckt wie ein zum Sprung bereites Raubtier schob sich das Wesen heran – lautlos wie die Schatten, die es geboren hatten.

Ein Geräusch durchbrach die atemlose Stille. Schritte. Auf der anderen Seite des Stalls. Das Wesen hob den Kopf und sah sich um. Einen Herzschlag später stürzte es davon. Catherine war nicht länger imstande, ihre Umwelt zu erfassen. Schmerz und Furcht zwangen ihre Wahrnehmung zurück und ließen ihre Besinnung erneut schwinden. Das Letzte, das sie vernahm, ehe die Finsternis sie einhüllte, war ein leise gehauchtes: „Bald.“